

Junge Kirche

Eine Zeitschrift europäischer Christen

41. Jahrgang 1980

Von Gott sprechen bei den Bauern des Südens

Giovanni Mazzillo

Orsomarso ist ein traditionelles Bauerndorf in Kalabrien, 200 km vor Sizilien. Es sind knapp 2000 Einwohner polizeilich gemeldet, von denen sich einige hundert zur Arbeit im „Norden“, d. h. nördlich von Florenz, aufhalten. Die am Ort Gebliebenen leben von der Landwirtschaft, bewerben sich für die wenigen Stellen im Dienstleistungssektor (Verwaltung, Tourismus) oder studieren. Es entsteht ein großes Gefälle: 400 Personen sind Analphabeten, weitere 250 beherrschen kaum die Anfangsgründe von Lesen und Schreiben.

Das Dorf liegt zwischen Bergen, bis zu 700 m über dem Niveau der Piazza-Berge, „die uns beschützen und unsere Freiheit immer wieder bedrohen“... Giovanni Mazzillo, der Pfarrer des Ortes, begegnet den verschlossenen Menschen mit dem Verständnis dessen, der ihre Geschichte teilt. Zusammen mit einer Pfarrgruppe versucht er, das einschränkende „immer so gewesen“ zu durchbrechen, wertvolle Bestandteile der landwirtschaftlich bestimmten Lebensform jedoch zu erhalten oder neu fruchtbar zu machen. So kommt die Pfarrgruppe zu ihren verschiedenen Aktivitäten, ausgehend von einer Aufnahmebereitschaft für das, was Gott in „den Leuten“ und durch sie sagt:

Angebot an die ganze Gemeinde, samstags über den Gottesdienst des nächsten Tages zu sprechen, und so eine gewisse Aufweichung des Priester-Privilegs;

Aufbau einer selbstverwalteten Kooperative, die an Handwebstühlen in überlieferter Technik Handtücher, Tischdecken u. ä. herstellt und sich als beispielhafte Alternative zur Auswanderung versteht;

„Scuola Popolare“, also „Volks-Schule“ im eigentlichen Sinn.

Auch heute ist es für einen Pastor im ländlichen Süden immer wieder ein Problem, von Gott zu sprechen. Erstens, weil er sich dabei eines Sprachstils bedienen muß, von dem er sich nach und nach immer weiter entfernt, seit er mit Menschen arbeitet, die ihn täglich zwingen, die „Theologie“ der Bücher und Zeitschriften zu „übersetzen“, und zweitens und vor allem, weil er endlich versteht, daß der Gott, von dem er spricht, grundsätzlich der Gott ist, der spricht: von jener Geschichte, jenem Volk, jener Realität, die genau seine eigene augenblickliche Lebensrealität ist.

Was ist zu tun? Genauer für mich gefragt: Was ist jetzt für mich als Pastor zu tun, der nach gängiger Definition derjenige ist, der „mit Gott Bescheid weiß“, derjenige, der dann auch von Gott zu sprechen hat? Die Antwort kann von einer beunruhigenden Einfachheit sein — und doch kommt man erst nach geraumer Zeit dorthin, nicht ohne vorher Irrtümer überwunden zu haben.

Wenn Gott in unserer Zeit ist, in unserer Geschichte, dann müssen wir uns auf den Weg machen und seine Spuren verfolgen: die Spuren des „Pilgers des Friedens“, des „Samariters“, die Spuren dessen, der „nichts hat, sein Haupt hinzulegen“, weil er — „Gott-mit-uns“ auf dieser Erde geworden — sie immer wieder von einem Ende zum andern durchläuft und die Menschheit mit seinem Geist füllt.

Dies gilt allgemein, jedoch für mich werden diese Spuren Gottes im besonderen sichtbar in diesem Bruchstück der Menschheit, das „meine Leute“ bilden, wo in aller Einfachheit und Armut diese Spuren Gottes frisch und lebendig — und oft noch als blutende Wunde aufrechterhalten werden. Denn nicht der Pastor bringt den Gemeindechristen Jesus, sondern er findet Jesus in ihnen; er findet auch das in ihnen, wozu sie durch das Evangelium berufen sind und woran sie durch geschichtliche Umstände noch gehindert werden. Daraus leitet sich meine pädagogische Aufgabe ab. So lerne ich die schwierige Kunst, Gottes Wort zu hören, zwischen meinen Predigten, wie es uns angeboten wird in der Freude, der Selbstlosigkeit und Liebe, in den Worten und Gesten, in der brennenden Geschichte der Menschen hier: Männer, Frauen, Kinder und Alte eines Dorfes im „tiefen Süden“, der immer noch ausblutet durch Emigration.

Etwa ein Drittel der erwachsenen Männer war allein schon einmal in der Bundesrepublik, Frankreich oder der Schweiz. Es lassen sich Typen von Emigranten

unterscheiden: ins Ausland gehen meist Männer mittleren Alters, um ein bestimmtes ökonomisches Ziel zu erreichen und dafür Geld zu verdienen. Die Familie bleibt zurück, Felder werden weiterbewirtschaftet, die Abwesenheit wird immer als vorläufig angesehen, auch wenn sie dann Jahre andauert. Nach Norditalien dagegen gehen oft junge alleinstehende Männer oder junge Paare, die dann ihren ganzen Lebenskreis dorthin verlegen und im Süden keinerlei Feld- oder Viehwirtschaft weiterzuführen gedenken. Viele wandern auch ab wegen mangelnder Infrastruktur (z. B. Krankenhäuser!) oder wegen des künstlich geschaffenen Bedürfnisses nach „Unterhaltung“. So wird dieser tiefe Süden jeden Tag mehr seiner Energien und besten Kräfte beraubt — und behält doch seine Realität der Menschlichkeit, seine Wärme und eigene „Kultur“, die nirgends aufgeschrieben und schwer festzuhalten ist.

„Immer haben sie uns kolonisiert: zuerst die Araber, dann die Griechen, dann die Römer und jetzt die multinationalen Konzerne“, sagt ein 19jähriger. „Alle haben ihre jeweiligen Tempel hinterlassen, aber geändert hat sich nichts außer der Architektur...“ Es ist eine Wirklichkeit, der plötzlich eintretende Gewalt, Unterdrückung und Abhängigkeit in Jahrhunderten ihren Stempel aufgedrückt zu haben. Man kann diesen Stempel entdecken in den unbestimmten Gefühlen von Ohnmacht und Zweifel an sich selbst und den eigenen Möglichkeiten. Aber es gibt viel zu lernen in dieser Wirklichkeit. In jedem der Gesichter von Frauen, die meine Predigt hören, lese ich die eindrucksvolle Seite einer Geschichte, die von harter Arbeit, von Leiden, von Stille handelt, aber auch von Zähigkeit, von Treue den geliebten Menschen gegenüber (auch wenn sie weit weg oder schon tot sind) — und vom Glauben an den Gott des Unmöglichen und des Unerhofften. Sogar an der schwarzen Kleidung, die viele dieser Frauen ihr ganzes Leben lang tragen, (nur oberflächlicher Betrachtung wird sie als ein Zeichen kultureller Rückständigkeit gelten), wird zwar eine Tragödie sichtbar, aber auch ein Glaube, der über den Tod selbst andauern will. Das Geheimnis von Tod und Auferstehung des Herrn, die zähe Erwartung einer veränderten Zukunft, die Hoffnung der Wiederkunft — ich kann diese fleischgewordenen Kernstücke unseres Glaubens immer wieder lesen auf dem Gesicht meiner Mutter oder jeder Frau meiner Gemeinde.

Sehen und verstehen

Gott in meinen Leuten und für meine Leute bedeutet auch dies: man muß sehen lernen, um zu verstehen. Wer voll in diese Wirklichkeit eintritt, sie annimmt, sie liebt, der beginnt, ihren verborgenen Reichtum zu verstehen, und begibt sich in eine Haltung des ständigen Horchens. Und dann wird er auch den existentiellen Unterschied zwischen den Leuten und den verschiedenen „Ebenen der Seelsorge“ bemerken: wie alles Reden über „Erneuerung“ abstrakt wird, weil es sich nicht der Situation an der Basis und der Werte, die diese bietet, bewußt wird.

All die theologischen Erörterungen über „Seelsorge“ sind immer wieder verbunden mit Elementen, die in diese bodenständige Kultur — ihrer abstrakten Form wegen — nicht hineingehören, die sich aber überall und dauernd als gewalttätige Eingriffe bemerkbar machen: als Druck auf eine Gesellschaft, das nachzuahmen und zu schlucken, was von anderen Gesellschaften geschaffen und als „Kultur“ verbreitet wird. Das bedeutet: die seelsorgerliche Arbeit riskiert oft, sich mehr auf dem von außen gesetzten Kulturideal zu gründen als auf dem, was menschliche und kulturelle Tradition der Bevölkerung selbst bieten. Wer aber vom „Volk“ ausgehen will, hat ein großes Problem vor sich: Welche Ausdrucksmittel kann ich verwenden, um diese Kultur und diese Werte zu vermitteln? Oft sind die am besten geeigneten Ausdrucksmittel weit entfernt und sehr verschieden von denen eines „Predigers“... Es gibt keine Rezepte, und auch die Situationen sind nicht immer vergleichbar; sicher jedoch stellt sich immer das Problem einer „angemessenen“ Sprache.

Vom Horchen zur Alphabetisierung

Im Zusammenhang all dieser Fragen ist mir die Arbeit unserer „scuola popolare“, unserer Volksschule für Erwachsene, wichtig, wo Inhalt und Methode von Lehren und Lernen wirklich von der Basis ausgehen, auch wenn dies im Blick darauf geschieht, daß diese Annäherung an das Wort nicht nur Bedingung für die Teilnahme am kommunal-

politischen Leben, sondern auch zum Verständnis und damit zur „Wiederaneignung“ des Wortes Gottes unerläßlich ist. Erinnern wir uns an einen Mann wie Don Lorenzo Milani, der versuchte, den Armen Sprache zu geben¹). In der von ihm gegründeten Schule war die Beherrschung der Sprache das Hauptziel. Sind es nur wenige, die die Sprache als Ausdrucksmittel beherrschen, so können sie sie einsetzen, um Entscheidungen für andere zu treffen, die daran gehindert werden, selbst zu handeln. Die Schüler von Don Milani waren Kinder von Bergbauern, für die die Sozialisationsweise der traditionellen Schule nicht gemacht war und die deren Widersprüche am eigenen Leibe erfahren hatten. Die Schriften Don Milanis sind alles andere als überholt — im Gegenteil: gerade im Süden scheinen sie mir höchst aktuell. Wohl gemerkt, wir müssen uns die jeweils verschiedenen Zusammenhänge vor Augen halten und dann Mut und schöpferische Kraft haben, um die typischen Elemente der Kultur des Südens (besser: der verschiedenen „Süden“...) aufzuwerten. Jedenfalls ist es nötig, ernsthaft anzufangen, hierüber nachzudenken.

In meiner kleinen Gemeinde haben wir 1978 ein Experiment mit einer Alphabetisierungsschule angefangen. In der vorausgegangenen Versammlung wurden die Hilferufe der Betroffenen mehr als deutlich:

„Ich bin als Jugendlicher zur Schule gegangen. Eines Tages verlangte der Lehrer, ich sollte ihm ein Buch bezahlen, und ich hatte kein Geld. Dann sollte ich entweder bezahlen oder das Buch zurückgeben. Für sieben Groschen mußte ich auf die Schule verzichten. Wer aber Geld hatte, lernte weiter. Der Hunger, die Armut waren schuld daran, daß wir dumm bleiben mußten.“

Oder: „Vor 40 Jahren wurde mehr Wert auf materielle Notwendigkeiten gelegt: arbeiten, heiraten, etwas werden, und die Schule wurde beiseite geschoben. Die Mentalität der Leute hat sich zwar bis heute kaum geändert, aber damals wurde die Schule nur als Zeitverschwendung angesehen... Wir können nicht mehr wie damals leben, als es nötig war, jemanden zu bitten: Lies mir mal den Brief von meinem Ehemann, von meinem Sohn vor, der in Kriegsgefangenschaft oder zur Arbeit ausgewandert ist.“

Oder: „Während es die Männer durch ihre größere Freiheit eher schafften zu lernen, hatten die Frauen keine Gelegenheit, irgendeine Bildung zu erwerben; sie waren aufs Haus beschränkt oder — was schlimmer ist — die Eltern wollten es nicht, denn sonst hätten sie ja dem Verlobten Briefe schreiben können...“

Für uns lagen die notwendigen Schritte auf der Hand. Beim wöchentlichen Treffen der Gruppe, die den sonntäglichen Gottesdienst vorbereitet, waren Frauen anwesend, die nicht lesen konnten. Aber um besser dem Wort Gottes folgen zu können, muß man es lesen, und nicht nur in der Kirche, sondern auch zu Hause. Doch dazu mußten diese Menschen lesen und schreiben lernen. Von diesem Gedanken gepackt, haben es einige Mitglieder der Gemeinde, die schon lesen und schreiben konnten, übernommen, die besten Formen für schnelle und „bewußtseinsbildende“ Alphabetisierung zu suchen. In der Schule fanden sich dann auch Menschen ein, die zwar nicht an den Treffen über Gottes Wort teilnahmen, jedoch lernen wollten, einfach das Menschenwort zu gebrauchen.

Wir haben keine umwälzenden Neuigkeiten darüber anzubieten, wie denn nun eine Alphabetisierung fruchtbar wird, die Menschen ihre Kraft spüren läßt, mit dem eigenen Kopf denken zu können, und die es ihnen ermöglicht, sich auszudrücken; Paulo Freire hat dazu genug gesagt²): für ihn wie für Milani ist Erwerb der Sprache ein Mittel zu größerer Selbstbestimmung des Menschen über seine Lebensform, und „Alphabetisierung“ ist dann ein Beitrag zur Überwindung jahrhundertelanger Abhängigkeiten von der Willkür dessen, der (unkontrolliert) Briefe und Formulare „erledigte“ — sei es der Priester, der Bürgermeister oder der Grundbesitzer gewesen.

Das Originelle unserer Methode besteht einfach darin, Worte, Klänge und Buchstaben aus Sätzen herauszugraben, die eine Zusammenfassung von Diskussionen über Kultur und Werte, aber auch über Enttäuschungen und Entwürdigungen der

1) Don Lorenzo Milani, Die Schülerschule/Scuola di Barbiana (Orig.: Lettera a una professoressa)

2) Paulo Freire, Erziehung als Praxis der Freiheit

„Zu-Alphabetisierenden“ waren. Sätze wie „Zerreißen wir unsere Ketten!“ erlaubten es, den Buchstaben „c“ (catena-Kette) entstehen zu lassen aus dem Bild einer geöffneten Kette... Mit der Kette wird der Analphabetismus assoziiert, der an überholte Abhängigkeitsverhältnisse erinnert. Auf diese Art haben wir die Methode des Lernens an die Begriffs- und Vorstellungswelt der Lernenden angeglichen; so haben wir Interesse am Lernen gefunden: ein junger Emigrierter hat kürzlich zum erstenmal in seinem Leben von seinem bei uns lebenden 55jährigen Vater einen Brief bekommen, und das Interesse reicht bis zu den über 70jährigen, die so weit über unsere Erwartungen auf unsere Bemühungen reagiert haben.

Alle in der gleichen Schule des Evangeliums

Das Gefühl für den eigenen Wert, das Gefühl, daß zumindest bei Christen ein 70jähriger genauso wichtig ist wie ein 20jähriger, war für alle — auch für Pastor und Jugendliche — eine Erfahrung gelebten Evangeliums. Manche Greisin wurde allein von dem Gedanken zur Schule getrieben, zu Hause selbst das Evangelium lesen zu können. Eine von ihnen kann im Augenblick zwar noch nicht lesen, weil sie wegen Krankheit oft nicht in die Schule kommen kann; aber wenn sie kam, strahlte sie: auf einen Zettel hatte sie allein einige Kapitelüberschriften aus ihrem Neuen Testament abgeschrieben...

Es mag sehr schematisch klingen, aber wenn man mich am Schluß fragen würde: „Wie soll man denn von Gott sprechen bei dieser Landbevölkerung des Südens?“ — so müßte ich noch einmal betonen, daß es bei den Menschen hier nicht reicht zu reden; vielmehr ist es nötig, vor allem andern horchen zu lernen, um dann gemeinsam die Schule anzufangen, wo Lehren und Lernen zusammenfallen.

Dieser Artikel erschien zuerst in „rocca“, der 14-tägig erscheinenden Schrift von PRO CIVITATE CRISTIANA, Assisi, Nr. 22/1978. Die Übersetzung besorgte der Autor selbst in Zusammenarbeit mit Christina Merkel.

Muß die Kirche abseits stehen?

Zur Auseinandersetzung über den EMW-Bericht auf der EKid-Synode in Garmisch-Partenkirchen

Lebhafte Auseinandersetzungen gab es bei der in Garmisch-Partenkirchen tagenden Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) über den Bericht des Evangelischen Missionswerks, den Pastor Wilhelm Wille (Hamburg) erstattet hatte. In diesem Papier war Mission vor allem als Mittel zur Überwindung ungerechter sozialer und politischer Strukturen dargestellt worden. Ehe die etwa zwanzig Synodalen, die dazu Stellung nehmen wollten, zu Wort kamen, distanzierte sich der Vorsitzende des Werkes, Bischof Heinz Heinrich Harms (Oldenburg), von der Vorlage und betonte, daß sie nicht die Meinung des Vorstands und der Mitglieder des Missionswerks wiedergebe. Es handele sich um eine „Momentaufnahme“ aus der Arbeit des Stabes, die dazu beitragen wolle, „die Dinge auch einmal aus einer anderen Perspektive zu sehen“. Der Synodale Werner Dollinger beantragte daraufhin, nicht diesen Bericht zum Diskussionsgegenstand zu machen, sondern dem Plenum noch während der Tagung in Garmisch-Partenkirchen einen offiziellen Bericht vorzulegen. Diesem Antrag wurde mit knapper Mehrheit zugestimmt.

epd 30. 1.

... Der Eklat auf der bis dahin gemächlich vor sich hinredenden Synode war da. Was hatte ihn ausgelöst? Noch bevor die große Redeschlacht beginnt, ist soviel deutlich: Anstoß hat erregt, daß die Verfasser des Berichtes unter dem Eindruck vielfältiger Begegnungen und Erfahrungen mit Kirchen der Dritten Welt konsequent Schluß gemacht haben mit dem überkommenen, von Traditionalisten auch heute noch hochgehaltenen Missionsverständnis...

Beim EMW in Hamburg hat man vielmehr erkannt, daß die wohlhabenden europäischen und nordamerikanischen Kirchen den Menschen in den von zunehmender — durch unseren Wohlstand mit verursachter — Armut geplagten Ländern Südamerikas, Afrikas und Asiens nur glaubwürdig gegenüberreten und die Liebesbotschaft Jesu gerade für die Elenden und Unterdrückten überzeugend predigen können, wenn wir wirklich zum Verzicht auf unseren verschwenderischen Lebensstil und auch zur Veränderung politischer Strukturen bereit sind. ...